

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 1 (1925-1926)
Heft: 5

Artikel: Als ob wir wahllos alles fressen würden
Autor: Stäger, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065381>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Als ob wir wahllos Alles fressen würden

Eine Ameisenapologie von Dr. Robert Stäger



Mein Name soll Sie nicht erschrecken. Wunderlich genug klingt er zwar; doch wird man Nachsicht üben, wenn ich sage, dass ich einen Gelehrten und zwar einen gewissen A. G. Olivier zum Taufpaten habe. *Cremastogaster scutellaris* hat er mich benannt. Das heisst ungefähr soviel wie «Schildförmiger Schwebebauch». Vermutlich leitete er diese Bezeichnung von meinem Vermögen, den Hinterleib wie der Skorpion über das Bruststück nach oben und vorn bewegen zu können, ab. Wie dem nun auch sei, er hätte mit Leichtigkeit einen anständigen Namen für mich finden können. Denn ohne eitel zu sein, muss ich gestehen, dass mir mein schwarz und rot gefärbtes Kleid doch recht hübsch steht.

Mein Vaterland liegt rings um das blaue Mittelmeer herum. Die schöne Insel Elba hat mir's ganz besonders angetan. Ueber den blühenden Buschwäldern erhebt die Korkeiche ihren runden Wipfel und dieser Baum, dessen dicke Rinde ich wie ein Badeschwamm durchlöchere, gewährt mir den idealsten Unterschlupf. Doch habe ich auch grössere Niederlassungen im Kanton Tessin, wo ich mit Vorliebe hohle Brombeerzweige bewohne.

Ein gewisser Stäger aus Bern, der sich berufen fühlt, unser Leben zu erforschen, hätte daher nicht ins Ausland zu reisen nötig gehabt. Er hätte dieses Geschäft ruhig in Lugano oder Locarno bei einem Krüglein Nostrano erledigen können. Doch wie Leute dieser Sorte nun einmal sind. Sie durchstöbern alle Winkel und gehen bis ans Ende der Welt, und wäre es auch nur, um das Flügelgeäder einer Mücke durch die Lupe zu betrachten.

Also jener Berner tauchte eines schönen Tags im Mai auf unserm Eiland auf. Kaum hatte ihn der kleine Dampfer, der von Piombino herüberfährt, ans Land geworfen, eilte er von der Hauptstadt Portoferraio hinaus in die lavendelduftende Macchia. Und während seine junge Begleiterin, die vermutlich seine Tochter war, voll Entzücken zwischen den blumenbedeckten Sträuchern des Erdbeerbaums, Rosmarins, der Myrthe und der lieblichen Zistrosen wie in einem Paradiese sich erging, packte der Alte am Wegrand ein ganzes Arsenal von Mordinstrumenten, Pinzetten, Nadeln, Säcken und Patentbüchsen aus. Man konnte sich denken, wozu das alles dienen sollte.

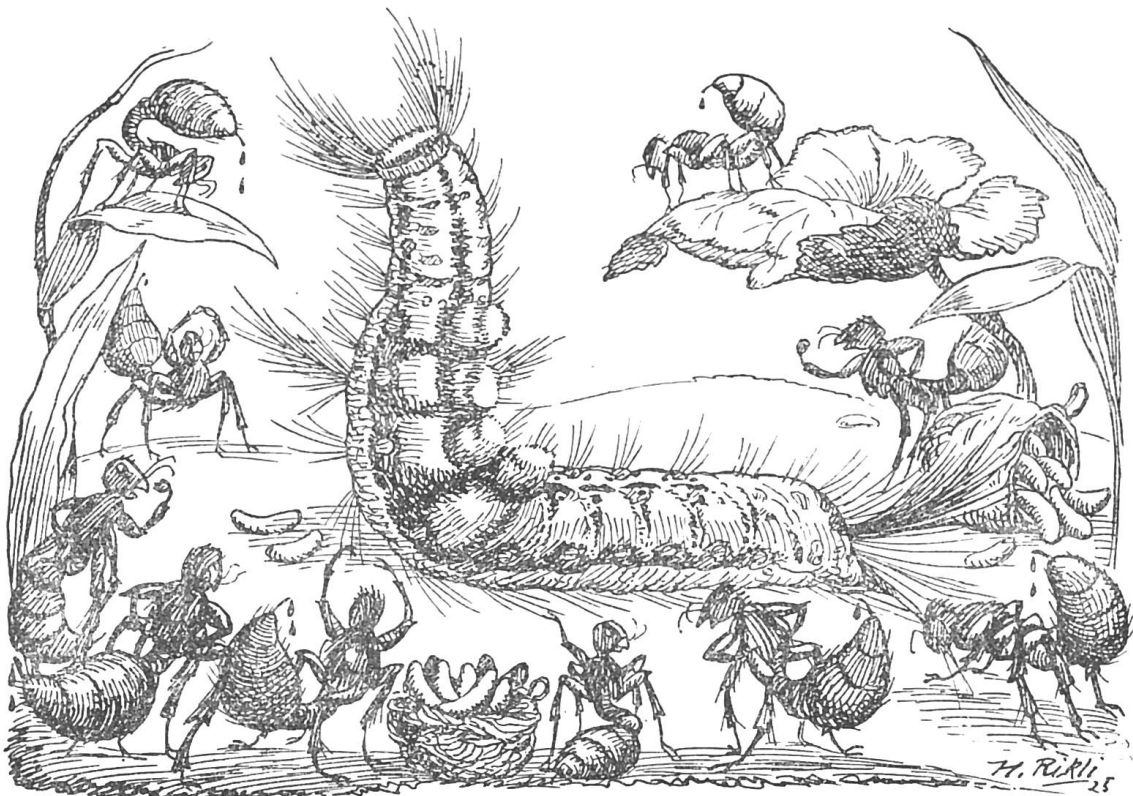
Dann schlug er mit seinem Stock heftig auf die Borke gerade jener Korkeiche, die ich mit ungezählten Scharen

von Genossen seit Jahrzehnten bewohnte. Einen solchen frechen Einbruch liessen wir uns selbstverständlich nicht gefallen. Sein Schlag mit dem Stock war für uns nur das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Zu Zehntausenden stürzten wir uns mit wild erhobenem Hinterleib und kampfbereiten Kiefern aus allen Poren des Korkmantels auf den Eindringling los und brachten ihm unser Gift an Händen und Gesicht bei.

Aber das schien ihn wenig zu beirren. In seiner Eroberungssucht und Habgier musste er die Verwundungen, die wir ihm beibrachten, kaum merken. Kaltblütig brach er die Borke Stück um Stück mit einem Meissel auf und liess uns zu Hunderten im dunklen Verliess bereitgestellter Blechbüchsen verschwinden. Selbst die Jüngsten unserer Kolonie und

die Kokons, Larven und Eier verschonte er nicht.

Was weiter mit uns geschah, weiss ich nicht. Ich weiss nur, dass wir nach einer Zeit, die uns als eine Ewigkeit erschien, aufs mal das Licht des Tages erblickten. Wir befanden uns in einem flachen Gipskäfig, der mit einer Glasplatte bedeckt war und durch enge Verbindungsröhrchen konnten wir von einem Abteil in den andern gelangen. Soviel liess sich feststellen, dass wir unsere schöne Insel mit einem fremden Lande vertauscht hatten; denn ein anderer Himmel und eine andere Sonne schien matt durch die Glasplatte unseres Gefängnisses. Es war leicht auszurechnen, dass der wissbegierige Berner uns nach seiner Heimat mitgenommen hatte. Das erfuhren wir denn auch bald durch die kalte Bise, die uns



„Der Speerwald von Haarbüscheln hinderte sie, an das Scheusal heranzukommen . . .“

manchmal hart zusetzte. Weiss man doch, dass die dortigen Eingeborenen sogar vor ihr Respekt haben.

Der Forscher nannte unsern Zwinger ein künstliches Ameisennest und wenn er zu Kollegen darüber sprach, brauchte er dafür den gelehrten Namen Formicarium.

Was er mit uns beabsichtigte, darüber waren wir vorderhand völlig im unklaren. Nur soviel stand fest: er schien uns nicht, wie viele seiner Sippe, auf Nadeln spiessen und etikettieren zu wollen. Eines Tages reichte er uns sogar an einem Schwämmchen etwas Wasser und in einem Schälchen

einen Tropfen Honig in den Kerker. Wir bewiesen ihm unsere Dankbarkeit durch eine geringere Giftsalve als gewöhnlich. Nach und nach hellte sich das Geheimnis unserer Gefangennahme auf. Wir sollten als « Versuchskaninchen » dienen; das war's. — Und deshalb holte man uns aus der schönen Freiheit weg und sperrte uns wie Verbrecher in jenes trostlose Formicarium, aus dem es kein Entrinnen gibt.

Als ob wir sozusagen Allesfresser wären, das war die Kernfrage, um die sich die Versuche drehten. Ob wir wohl alle Insekten, die uns zwischen die Zähne, will sagen Kiefern, kommen, töten und ver-

speisen würden, das reizte die Neugierde unseres Kerkermeisters so sehr. Und das einzig, weil die Gelehrten dies allgemein annahmen und daraus einen gewaltig wirksamen Schutz für den schädlingsgefährdeten Wald konstruierten, den wir kleine Ameisen ausüben sollen.

Der wissensdurstige Berner hatte schon lange diesen Weg des Versuchs vorgeschlagen, um ins reine zu kommen, aber keiner hatte den Rat befolgt. Sie sagten nur immer: Da, wo im Wald ein Amei-



„Ein gewisser Stäger aus Bern . . .“

sonhaufen ist, da bleiben in der Umgebung die Bäume schön grün und von Ungeziefer verschont und wo kein Ameisenhaufen ist, da haben wir Raupenfrass. Also schützen die Ameisen den Wald. Basta! Als ob die gesund gebliebenen Waldbäume sich nicht auf ganz andere Weise vor dem Raupenzahn hätten schützen können! Doch davon vielleicht ein anderes Mal.

Um unsern Geschmack nun zu prüfen, warf uns der Experimentator der Reihe nach die verschiedensten Tiere in unser Verliess. Dass wir den Honig sehr lieben, wusste er schon. Wir stellen nicht umsonst den Zucker absondernden Schildläusen im Wipfel der Bäume nach. Aber wir töten sie nicht, wir hegen und pflegen sie um ihrer Süssigkeit willen.

Hunger ist der beste Koch, sagt das Sprichwort, — aber wir würden nie einer Schildlaus etwas zuleide tun. Anders mit einer Rosenblattlaus. Dieses garstige Tier bekommt unsern ganzen Hass zu fühlen. Sie war das erste Opfer, das man uns vorwarf. Nicht lange schützten sie ihre langen Beine vor unserer Wut. Etliche Genossen brachten ihr Gift genug bei, dass sie rasch verendete. Dann schlugen sie ihre Kieferzangen in das pralle grüne Bäuchlein der Getöteten und liessen sich dessen Inhalt schmecken. Das Mahl dauerte eine halbe Stunde.

Sehr angenehm ist uns die Larve der grossen Schwebefliege. Sie hat die Form eines kleinen, saftigen Schinkens, ist am einen Ende verdünnt wie ein solcher und tastet sich blind in der Welt herum.

Mehrmals wurden wir mit 1½ cm langen Exemplaren jener Schwebefliegenlarve bedacht und es gab immer eine tolle Hetzjagd auf die dummen Ge-

schöpfe, die uns mit ihrer stossenden Vorwärtsbewegung entgehen zu können glaubten. Aber wir holten sie trotz ihrer Eilfertigkeit leicht ein. Während die Mehrzahl unserer Genossen sich der Pflege der zahlreichen Brut in aller Ruhe widmete, machte sich ein kleiner Trupp zur Verfolgung der Beute auf. Ich will Ihnen unsere Taktik bei solchen Scharmützeln genau schildern. Sie verläuft immer in den gleichen Bahnen: Zuerst umschwärmen die Jäger das Wild mit hoch erhobenem Hinterleib in grösserem Abstand bald von rechts, bald von links; dann ziehen sie ihre Kreise immer näher, um endlich ihr Gift an Mann zu bringen. Plötzlich machen sie einen unverhofften Rückzug, um ebenso plötzlich das Spiel von neuem zu beginnen. Ich kann die Art und Weise eines solchen Angriffs nur mit dem Attackenreiten einer Dragonerschwadron vergleichen.

Ist nach mehrmaligem Anrennen und Giftspritzen das Opfer einigermaßen gelähmt, das heisst in seinen schnellenden Bewegungen etwas beeinträchtigt, so stürzt ein besonders kühner Jäger vor und verbeisst sich wütend in dessen Hinterende. Gleichzeitig fasst es ein anderer mit den Kiefern am dünnen Vorderende und lässt es, trotz allen Schleuderns, nicht wieder los. Nun wagen sich auch die weniger Beherzten des Trupps an den « Drachen » heran und zerbeissen ihm das « Fell ». Von so viel Wunden und Gift ermattet, sinkt er endlich hin, um nach einiger Zeit (es kann bis 1½ Stunden dauern) ganz zu verenden.

Ich muss noch beifügen, dass während der ganzen Zeit des Abschlachtens die ersten zwei kühnen Angreifer mit nichts anderm als mit dem Fixieren des Opfers

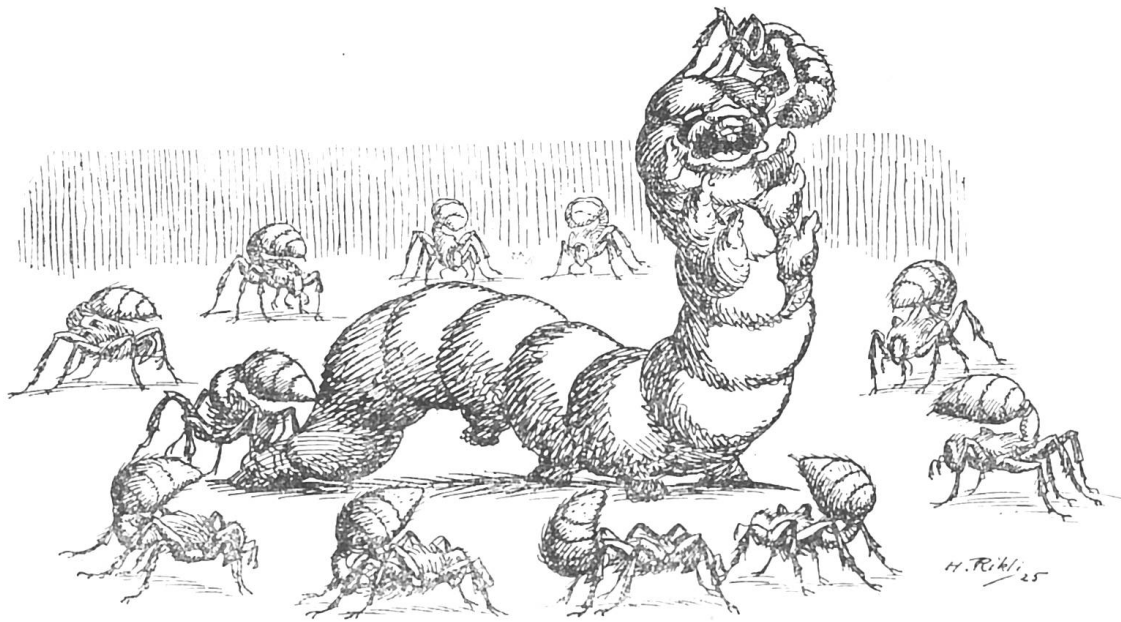
beschäftigt sind. Denn Sie müssen wissen, dass wir in unserm Staat eine strenge Arbeitsteilung durchgeführt haben. Was Sie Spezialisierung heissen, ist bei uns schon seit Zehntausenden von Jahren im Gebrauch gewesen und dadurch erreichen wir unsere Höchstleistungen, die die Welt so anstaunt. Gut, während die Fixateure das Opfer festhalten, zerreißen andere Genossen seinen Leib und lecken den saftigen Inhalt auf. Nun könnte man glauben, die andern Bewohner der Kolonie kämen zu kurz. Seien Sie ohne Sorge! Auch in der Ernährungsfrage klappt alles tadellos. Was ein einziger Genosse in seinen Magen aufnimmt, das ist auch Gemeingut. Denn kaum ist A gesättigt, geht er zu B und C und D und zu den Larven und teilt ihnen einen Teil des Genossenens durch Erbrechen mit, so dass keiner zu hungern braucht. Ist das nicht echt sozial? Wir werfen auch nichts auf die Seite, was irgendwie noch einen Rest von Nährwert besitzt. Selbst der ausgesogene Balg der Schwebefliegenlarve wird noch verwertet. Nur wenn er dann ganz dürr geworden ist, zerteilen ihn unsere Schlächter in lauter kleinste Stückchen und schaffen diese endlich auf den Abfallhaufen des Nestes, der von den bewohnten Teilen desselben abseits liegt.

Wir scheuen uns nicht einmal vor Riesen, wenn sie uns schmackhaft erscheinen. Sie kennen sicher jene 2—2½ cm lange, grasgrüne und unbehaarte Raupe, die die Blätter des Aprikosenbaumes wie eine Röhre zusammenwickelt, um desto ruhiger ihrem Fresshandwerk nachzugehen. Ein scheussliches Geschöpf, sage ich Ihnen, das ganze Plantagen verwüstet. Wir sind nur Zwerge daneben. Trotzdem nehmen

wir sofort seine Verfolgung auf, wenn wir es in Sicht bekommen.

Unser Gefängniswärter machte sich das Vergnügen, uns ein ganz speziell grosses Ungetüm von einer Aprikosenwickler-Raupe in den Kerker zu werfen. Mit Ungestüm durcheilte sie alle Räume und warf alles über den Haufen: Kokons, Larven und Eier. Es war eine fürchterliche Unordnung, aber wir zweifelten keinen Augenblick, der Gefahr Herr zu werden. Sofort machte sich wieder ein Trupp Angreifer auf und verfolgte das Tier, genau die Taktik anwendend, die wir schon kennen lernten. Im Verlauf des « Attackenreitens » erkühnte sich sogar einer unserer Krieger, sein Gift dem Ungetüm unmittelbar in den Rachen zu spritzen, worauf dieses eine grüngelbe Masse erbrach. Das war das Zeichen zum allgemeinen Angriff, und obwohl die Raupe auch ihrerseits heftig um sich biss, liessen die Unsrigen nicht los, klammerten sich an ihrem Wanst fest und durchfrassen ihren Balg, so dass ihr nach einer halben Stunde des Kampfes aus einer grossen Wunde der Körperinhalt ausfloss. Infolge der Ermattung fällt nun das Opfer schon öfters auf den Rücken, und das machen sich die Verfolger sogleich zu Nutzen, indem sie es von allen Seiten mit ihren scharfen Kiefern bearbeiten, während es zwei Fixateure am Kopf und Hinterleibsende ausgestreckt halten. Aus sieben klaffenden Löchern fliesst jetzt sein Leibesinhalt aus, an dem sich die Krieger laben. Schliesslich erliegt noch der zusammengeschrumpfte Balg der bekannten Zerstückelung in kleinste Krümchen, die später auf den Kehrichthaufen gelangen.

Unser Kerkermeister wird sich nach



„Einer unserer Krieger erkühnte sich, dem Ungetüm das Gift in den Rachen zu spritzen . . .“

dieser Probe die Hände gerieben und gesagt haben: «Fürwahr, ein rassiges Völkchen, das auch vor Riesen nicht zurückschreckt!» — Und ein leichter Zweifel stieg in ihm auf und durchstiess wie mit einem Dolch seine Anschauung, die derjenigen seiner gelehrten Kollegen zuwiderlief.

«Fressen diese Wütriche am Ende doch alles ohne Unterschied und bedeuten sie doch einen Schutz für die Kulturen?», fragte er sich ernsthaft. Und unverdrossen fuhr er fort, uns weiter auf die Probe zu stellen.

An die Reihe kam die Larve des Marienkäferchens, das Ihnen allen wohl bekannt ist. Ihre Kinder nehmen es auf die Hand und sprechen: «Chäferli flüg us — flüg über's Herre Tach us». Das wiederholen sie so lange, bis es seine schwarz und rot punktierten Flügel lüftet und zum Fenster hinaussegelt. Sein Jugendstadium bildet ein schiefergrauer, beidseitig mit orangeroten Punkten verzierter «Wurm», der 1 cm lang wird und mit Vorliebe auf Rosenbüschen den Blattläusen nachstellt.

Also diesen «Wurm» bekamen wir mehrmals vorgeworfen. Jedesmal rannten unsere heissblütigen Krieger der Jagdbeute nach und umschwärmten sie, um ihr mit ihrem Gift beizukommen, was ihnen auch leicht gelang. Denn bald lag sie erschöpft da. Nun biss der eine oder andere der Schlächter in ihren Balg, um eine Wunde zu setzen. Aber wie vom Blitz getroffen schnellte der Unvorsichtige zurück und putzte seine Schnauze am Boden ab. Was war geschehen? Etwas Sonderbares, gewiss. Im Moment, da der Angreifer zuschnappte, entliess die Marienkäferlarve aus ihren Leibesringen einen dicken gelben Safttropfen, der eine unangenehme ätzende Substanz enthalten muss. Damit rettet sie sich vor unsern ernsthaften Nachstellungen. Denn ein solch unedles Wild passt nicht für unsern Ameisengaumen, der gut und schlecht wohl zu unterscheiden weiss.

Der Forscher notierte dieses Ereignis umständlich in sein grünes Heft. Das war Wasser auf seine Mühle. «Ameisen, zumal der schildförmige Schwebebauch, ist durchaus kein Allesfresser», war der

Schlußsatz seiner Aufzeichnungen. Und er schien so vergnügt zu sein, als hätte er eine grosse Erbschaft gemacht.

Wir konnten dem Mann noch grösseres Vergnügen bereiten, wie das Folgende beweist.

Vielleicht kennen Sie die Raupe des Bürstenbinders oder Schlehenspinners, vielleicht auch nicht. Das tut nichts zur Sache. Die Hauptsache ist, dass sie stark und lang behaart ist. Mancherorts am Körper des Tieres treten die Haare zu bunten büstenartigen Büscheln und Pinseln zusammen, die recht auffällig sind. Kurz und gut, diese Pelzraupe schickte uns eines Tages der « Versucher » in den Käfig. Das war ungefähr, wie wenn Euch plötzlich ein Bär in die Stube treten würde. Allgemeine Aufregung, Hin- und Herrennen, Flucht — wenn es möglich gewesen wäre! Uns half aber keine Flucht, weil alle Ausgänge verrammelt waren. Unser Heil konnte nur in der tapfern Gegenwehr liegen. Und wir machten verzweifelte Anstrengungen, um den Teufel niederzukriegen. Unsere kühnsten Jäger « ritten ihre Attacken » um das Scheusal, immer näher, näher. Aber sie konnten nicht nahe genug herankommen, weil der Speerwald von Haarbüscheln sie daran verhinderte. Und ihre Giftspritze reichte auch nicht so weit, um das Tier zu treffen. Sie versuchten daher ein anderes Manöver, indem sie mit den Kiefern die Speerspitzen erfassten und sie ausreissen wollten. Aber die Spitzen brachen ab und der Schaft war noch lang genug, um sich die Verfolger vom Leibe zu halten. Das Ringen währte lange und endete mit dem Sieg der Raupe, die tagelang unsere Kolonie unsicher machte und uns ein Greuel war.

Es wäre für uns ein Kräfteverlust gewesen, sie weiter anzugreifen. Also liessen wir sie gewähren.

Einzig ihr Pelz schützte sie. Hätten wir ihr diesen herunterziehen können, würden wir ihr saftiges Fleisch nicht verschmäht haben. Aber so, wie die Sachen nun einmal standen, fühlten wir uns als die Geschlagenen.

Am sechsten Tag nahte die Erlösung. Der Forscher steckte seine Pinzette durch eine kleine Oeffnung unseres Verlieses und holte die bärtige Bestie heraus. Mit sichtlichem Behagen legte er sie auf seine hohle Hand und murmelte die Worte: « Sehr gut! Noch ganz frisch und lebensfähig, sozusagen kein Haar gekrümmt! »

Wir hatten also dem Manne den Beweis erbringen müssen, dass wir nicht allen Insekten auf den Leib rücken können, wenn wir es auch wollten. Und wir haben ihn ihm glänzend erbracht. Er war hoch befriedigt. Und dass es gerade eine behaarte Raupe war, die vollständig gegen uns geschützt war, das schien ihn fast in einen Taumel zu versetzen. Mit den Fingern schnalzend drehte er sich auf dem Absatz um und um und rief in einem fort: « Ich habe also mit meiner Ansicht recht gehabt, ja, das hab' ich. »

Und dann setzte er sich an den Tisch und begann eine grosse Rede zu schreiben, die er im Schoss der Naturforschenden Gesellschaft zu halten gedachte, wie er sagte. Und in dieser Rede würde er besonders gegen gewisse Forstgelehrte loswettern, die noch in veralteten Vorstellungen von der Nützlichkeit der Ameisen verstrickt, nicht einmal wüssten, dass diese behaarten Raupen nichts anhaben können. Und doch zeichnen sich gerade erstklassige Waldschädlinge, wie

z. B. die Raupe der Nonne, die Prozessionsraupe und andere durch ihr Haar-
kleid aus. Also sollen diese Herren ein-
mal abfahren mit ihren verrosteten Ideen
und den Schutz des Waldes anderswo
suchen. Ein gewisser Herr Prell habe
bereits nach dieser Richtung gearbeitet
und gefunden, dass in einem Frassgebiet
manche Nadelbäume deshalb verschont
blieben, weil sie einen höhern Terpentingehalt
in ihren Blättern aufwiesen, als
die von den Schädlingen heimgesuchten.
Einem Raupengaumen könne ein wenig
mehr oder weniger Harz nicht gleich-
gültig sein.

Er zweifle nicht daran, dass die Amei-
sen innerhalb gewisser Grenzen wohl
auch das ihrige zur Erhaltung des For-
stes beitragen, aber noch lange nicht in
dem ihnen angedichteten Umfang.

Man soll doch auch einmal näher zu-
sehen, weshalb die Ameisen auch die
Waldbäume hinaufsteigen. Einzig des
Honigs der Schild- und Rindenläuse we-
gen, die sie da oben in den luftigen Wip-
feln den Sommer über pflegen. Man soll
sich stundenlang an den Stamm einer
Tanne oder Lärche stellen, an dem eine
Ameisenstrasse verlaufe und sehen, was
die Heimkehrenden herunterbringen. Ja
was? Ein von Honig gefülltes Bäum-
lein, aber fast keine erbeuteten Insekten.

Das sollte der ungefähre Inhalt der
Rede sein. Ich muss sagen, dass mir der
Mann aus der Seele sprach. Und wäre
er nicht mein Kerkermeister gewesen, ich
hätte ihm Beifall geklatscht. Nein, so
sind wir wirklich nicht, dass wir wahl-
los alles fressen würden. —

Les extrêmes se touchent

